

# Eine Frühlingsfahrt nach dem Rütli der Hellenen

Autor(en): **Camenisch, Carl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **10 (1906)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573626>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

mehr empfangen, als er zu geben vermag. Und er wird mir Dank dafür wissen. Wir werden miteinander leben, wie zwei Menschen, die sich schätzen und bereit sind, eines dem andern die notwendigen Zugeständnisse zu machen. . . Du siehst, auch ich kann mit Gründen aufwarten. . ."

Sie unterbrach sich und sah mich fast triumphierend an, wahrscheinlich um zu beobachten, welchen Eindruck diese letzte Bemerkung auf mich ausüben werde; dann setzte sie ernst hinzu, indem sie nachdenklich den Kopf in die Hand stützte:

"Sein Antrag schmeichelt mir, ich will es dir gestehen. Meine Schwester hat deren vier erhalten, ehe Herr von Emeline um sie warb, ich keinen einzigen. Das ist etwas demütigend. . . Er empfindet keine Leidenschaft für mich; aber die Aus- erwählte bin ich doch. Und im Leben eines Menschen irgend- etwas zu bedeuten, ist eine Genugtuung ganz neuer Art für mich. Es mag dir kindisch vorkommen, daß ich darauf soviel Wert lege. Aber ich habe nicht viel Liebe gekostet." Ein for- schender Blick traf mich, als sie diese Worte aussprach, und ich fühlte die Bitterkeit des nur zu berechtigten Vorwurfes, wes- halb ich vorzog, nicht darauf einzugehen. Aber eine Ahnung, es könnte sich in diesem jungen Herzen viel Schmerz, vielleicht auch Groll, angesammelt haben, stieg in mir auf.

"Warte wenigstens noch etwas!" entgegnete ich. "Nekt haben Mama und ich Zeit genug, uns nach etwas Passenderem umzusehen."

"Ich danke dir," sagte sie. "Aber ich habe die feste Ueber- zeugung, daß ich mein Leben gar nicht besser einrichten könnte als durch diese Heirat mit Herrn Le Duesnel."

"Lockt dich denn Simonos Glück nicht?" fragte ich nach kurzem Schweigen.

"Soll ich vielleicht gar eifersüchtig darauf sein?" entfuhr es ihr.

Doch sie beherrschte sich sofort und brachte wieder ihre be- liebte Redensart an: "Ich bin nicht romantisch."

"O, mein armes Kind, ich fürchte, du bist es nur allzusehr, auf deine Weise!" rief ich. "Aber du siehst falsch, du folgerst falsch, du bist wie ein Blindler, der nicht sehend werden will! Mögest du deinen Eigensinn nie zu bereuen haben!"

Dieser Ausdruck schien sie zu verletzen; denn sie erhob sich, um dem Gespräch ein Ende zu machen, indem sie sagte: "Nun denn, war die Schuld mein, sei auch die Strafe mein!" Mit diesem Zitat aus einer englischen Romanze verließ sie mich.

So war diese Heirat beschlossene Sache, und nicht lange nach Simonos Hochzeit fand auch diese Trauung, in aller Stille zwar, auf dem Laube statt. Gleich nach dem Morgenimbisß reiste Florence in ihre neue Heimat ab, wo Herr Le Duesnel, der bei der Schilderung seiner Berge in förmlich gerührte Stimmung geriet, ihr ein freundliches Dasein, ganz nach ihrem Geschmack, in Aussicht stellte. Simone und ihr Gatte, die eine lange Hochzeitsreise unternommen hatten, konnten der Feier nicht beiwohnen —

(Fortsetzung folgt).

## Eine Frühlingssahrt nach dem Rütli der Hellenen.

Mit acht Abbildungen nach Originalaufnahmen des Verfassers.

Nachdruck verboten.

Dem bekannten Worte "Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehn" läßt sich mit ebensoviel Recht ein anderes an die Seite stellen: Wer die Geschichte eines Lan- des in ihrem tiefinnersten Wesen erfassen will, der muß es mit offenen Augen bereist oder — noch besser — von einer hohen Warte aus gesehen haben. Wie manches, das ihm sonst als ein Spiel des Zufalls erschien, wird ihm erst dann klar, wenn er den Schauplatz der Geschehnisse vor sich ausgebreitet sieht. Wer könnte z. B. den Freiheitskampf der Schweizer recht verstehen, wenn er nicht die idyllisch-einsamen Täler und Täl- chen um den Vierwaldstättersee sich in die Erinnerung ruft, die in ihrer Abgeschiedenheit vom großen Weltgetriebe ein Herden- bewußtsein in ihren Bewohnern nicht aufkommen lassen? Wem wird das Ringen Habsburgs und Frankreichs zur Zeit der Bündnerwirren um die Tore der Südmauer Italiens klar, wenn er nicht weiß, wie jene unwirtlichen Höhen sich wie ein Keil zwischen österreichisches und spanisches Gebiet hineindrängen?

Die geographische Karte eines Landes ist das Spiegelbild seiner Geschichte. Draußen in den weiten Ebenen gilt der ein- zelne nichts, dort ist der Boden, auf dem die Monarchien ge- deihen; in den Bergen ist aber der Mann noch was, da wird das Herz noch gewogen, da lernt jeder, im harten Kampf mit der Natur gestählt, sich selbst beschützen und sich selbst gehorchen, und wenn's zu einer Sammlung kommt, dann ist's eine frei- willige Vereinigung und keine Unterordnung unter das Macht- wort eines einzelnen.

Was Heinrich Schöffe im Hinblick auf die Schweizer sagte, daß der Mensch gleich der Pflanze die Frucht seines Himmels und seines Bodens sei, das gilt ganz besonders auch von den Hellenen. Wer den Schauplatz ihrer Taten, ihrer Ideale und Irrtümer von Akrokorinth oder von der Höhe des Pentelikon aus betrachtet hat, der lernt es begreifen, daß hier in diesem Gewir von Tälern kein Platz für einen Autokraten war und daß die Hirten in der Weltabgeschiedenheit Arkadiens und die im Kampfe mit dem Meer zum Selbstbewußtsein erzogenen Insel- und Küstenbewohner kein Verständnis hatten für die asiatische Politik des Großkönigs. Und wenn uns einer ein- wirft, daß in demselben Lande heute ein König thront, dann erin- nern wir ihn an das Ende der bayrischen Königsherrlichkeit in Athen und an die freiheitatmenden Kephthalieder der Epigo- nen, die auch heute in dem aus dem europäischen Monarchen- pflanzgarten im hohen Norden nach dem Tale des Kephalos hin verpflanzten Wassilefs Georgios nicht die Erfüllung ihrer nationalen Wünsche sehen. Wer das Verhältnis des Königs zu seinem Volke, das ja immerhin nur ein Simulacrum des ein-

stigen sein mag, kennen lernt — wozu man natürlich bei den Bauern im Innern des Landes besser Gelegenheit hat als in der alles nivellierenden Hauptstadt — der bekommt den Ein- druck, daß diese Monarchie nach nordeuropäischem Schnitt ebenjowenig zum Lande paßt, wie die dänische Milchwirtschaft des königlichen Sommer Schlosses in die Gegend des alten De- telea hinein, dessen Erinnerungen sich mit der Gegenwart nur schlecht vertragen.

Für eine Hauptstadt nach der Art von Babylon, Rom und Paris war in Hellas ebenjowenig Raum und Neigung vor- handen wie in der Schweiz; dafür haben sie aber beide an einem stillen, durch die behre Natur geheiligten Orte ihr Rütli.

Es war ein Glück, daß unter Dampfser uns bald aus dem Bereich des Hafenlärms und der aufdringlichen musikalischen Genüsse der geschäftigen Handelsstadt Patras aufs stille Meer



Abb. 1. Aufstiege nach Delphi. Dorf Chyffo (Krisa); links oben das Dorf Kastri.



Abb. 2. Delphi. Rhodiadenfelseln, das Theater und rechts unten der Apollontempel.

hinaus entführte; denn beides paßte recht schlecht zur feierlichen Stimmung, mit der wir unsere Reise nach Delphi antraten. „Mein Herz, das ist ein Bienenhaus, trä, terä, tätä . . .“ tönte es von der Platzpromenade vor dem „Grand Hotel Patras“ herüber zu unserem „Bylaros“, dem „besten und schönsten Dampfschiff“ der griechischen Kanalflotte, wie ihn uns ein dienstbarer Geist im Hafen bezeichnet hatte. Warum mußte dieser abgedroschene Marsch, der wie die Ladenhüter der Pariser Magazine den Griechen auch post festum noch sehr willkommen sein muß, uns hieher verfolgen und gerade jetzt die idyllische Frühlingsmondsacht verwüsten und die Andacht stören und zerhacken, mit der jeder seine erste Fahrt nach dem Nütli der Hellenen antritt, das er, mit glühenden Farben gemalt, seit langem schon in der Seele getraut und das er in wenigen Stunden nun mit seinen Augen sehen und seinen Füßen betreten soll?

Bald war auch die Lokomotive der Peloponnes-Eisenbahn im Bahnhof zu Patras zum Glück nicht mehr hörbar, die in ihrem jugendlichen Uebermuth und kindlicher Freude, wie ein Knabe, der zum ersten Male ein Trompetchen in die Hände bekommt, sich unaufhörlich hören ließ. Auf dem Dampfer wurde es bald still. Lautlos teilte der Kiel die silberweiße Flut, die einst auch die Dorier nächtlicherweile kreuzten, als sie vom lothrischen Gestade aus in die See stachen, um die Peloponnes zu erobern und die einst vor dreihundert Jahren der Seeheld Don Juan d'Austria mit fünfzehntausend Türkenleichen bedeckte — ad usum Delphini, dessen Nachkommen nun in langem Zuge unser Schiff begleiteten und, indem sie, dicht hintereinander schwimmend, bald untertauchten, bald wieder emporstakelten, uns täuschend das Bild der sagenhaften Seeschlange, des Wappentiers der Hundstagejournalistik, vorzauberten. Die biedern Neuhellenen, die als Deckpassagiere mit uns den „Bylaros“ bestiegen hatten, waren längst in seinem Bauche verschwunden und hatten sich als praktische Leute in unsere unbenützten Betten gelegt, wie unser Mitpassagier in der ersten Schiffsklasse bald zu entdecken Gelegenheit hatte und was ihm als einem königstreuen ostpreussischen Junker einen erwünschten Anlaß bot, über die Rücksichtslosigkeit der Griechen im besondern und die Unverschämtheit der demokratischen Völker im allgemeinen loszuziehen, worauf aber auch meine republikanische Begeisterung überkochte: kaum irgendwo dürf-

ten in jener Nacht die Monarchien und die Republiken im patriotischen Weltstreit in höhern Tönen besungen worden sein als im Golf von Korinth.

Oben als Helios mit seinen ersten Strahlen den Parnassos vergoldete, führen wir in die kräftige Bucht und landeten im Hafen von Itea, in dessen Nähe einst Kircha lag und von wo aus Delphi in etwa drei Stunden erreichbar ist. Natürlich darf man diese Strecke nicht zu Fuß zurücklegen, wenn man nicht als ein verrückter Lordos gelten will. Ein „Lord“ ist der Fremde in den Augen des Landvolkes auf jeden Fall; bloß bekommt er, wenn er einmal außerhalb der Stadt auf eigenen Füßen geht, noch das Epitheton ornans „verrückt“ zum Lordos hinzu. Als ich mein Tier den steilen Aufstieg — ein neuer Fahrweg vermeidet ihn in großen Mehren — mit leerem Sattel machen ließ, da warf mir der Agogiat (Begleiter und Reitvermieter) ganz merkwürdige Blicke zu, als fürchte er, die Sonnenhitze habe meinen Verstand aufgezehrt.

Die Ebene von Amphissa — einst heiliges Land — die sich hinter Itea ausdehnt, hat sich, im Gegensatz zu so mancher andern Gegend Griechenlands, ihren schon im Altertum gerühmten dichten Delwald bewahrt, der sich von oben aus gesehen wie ein dichter Rasenteppich ausnimmt. Indes wir höher und höher steigen und den nackten Kalksteinwänden des Parnassos immer näher kommen, schweift unser Auge südwärts über den Golf von Korinth nach den Bergen Arkadiens. Beim Dorfe Chryso (Abb. 1), dessen Name noch an die Stadt Kriza erinnert, die im ersten „heiligen Kriege“ auf Antreiben der delphischen Priester zerstört wurde, begegnete uns eine Reihe Lastkamele, zu denen ich voller Hochachtung emporblickte; denn seitdem ich diese Tiere als eine Art Kulturträger in Syrien kennen gelernt, bin ich jedem wirklichen Kamele gegenüber zur Abbitte bereit dafür, daß ich früher im Verkehr mit den Mitmenschen manchmal seinen Namen mißbraucht habe. Obwohl das Land der wäldermordenden Griechen von heute teilweise zur fahlen Wüste geworden ist, paßt das Schiff der Wüste doch nicht recht in dieses Landschaftsbild hinein; es gehört hinüber nach Westafrika und Nordafrika, die ich mir nun hinwiederum ohne den stoischen Wüstenwanderer gar nicht mehr denken kann. Die wenigen Kamele, die sich noch in Griechenland finden, sind übrigens eine Art Anachronismus; denn ihre einst zahlreichen Brüder haben zusammen mit den vertriebenen Türken das Land schon längst verlassen.



Abb. 3. Delphi. Säulen von der Halle der Athener, dahinter die Polygonalmauer (Stützmauer des Apollontempels).

Während die Geschichte Chryssos drei Jahrtausende zurückreicht, ist das Dorf Skaftri, das wir eine schwache Stunde nach jenem passieren, wohl das jüngste Dorf in ganz Griechenland; denn es steht erst seit dem Jahre 1892. Seine Häuser bedeckten früher das Trümmerfeld des heiligen Bezirkes von Delphi, und als das französische archäologische Institut in Athen mit den Ausgrabungsarbeiten in Delphi beginnen wollte, um den hervorragenden Arbeiten der Deutschen in Olympia auch etwas Bedeutendes entgegenzustellen, mußte der französische Staat zuerst den Bauern ein neues Dorf bauen, und so entstand das heutige Skaftri.

Wir verlassen das Dorf, und bald liegt es vor uns, das Rütli der Hellenen, ihr Hort im Kriege, ihr Heiligtum im Frieden. Hier herrscht olympische Ruhe. Was einem an den Stätten mit großen Erinnerungen in Palästina die Andacht raubt oder ins Gegenteil verwandelt, die Aufdringlichkeit der Menschen und die Würdelosigkeit der Orte, das fehlt hier ganz. Was die mit eitlem Prunk überladenen Kirchen und geschwägige Menschen in Jerusalem und Bethlechem zerstören, das bauen die stummen Trümmer in der erhabenen Einsamkeit der Phädradenfelsen auf, und jeder ist hier gern allein mit sich und seinen Erinnerungen an ferne große Zeiten und — längst zwar vermoderte — große Menschen, deren Geistes dieses Totenfeld beleben. Ueber dem Ganzen schwebt unsichtbar das Wort Heraklits, das Lessing auch seinem „Nathan“ voranzustellen würdig fand: *Introïte, nam et heic dii sunt!* Wahrsich, hier sind heute noch Götter, trotzdem die christlichen Mönche sie schon vor anderthalb Jahrtausenden aus den zerstörten Tempeln vertrieben zu haben glaubten. Noch heute spendet uns der fastalische Quell, der am Fuße der Phädraden, der „Glänzenden“, einst die Dichter zu den herrlichsten Gesängen begeisterte, mehr als bloß einen erfrischenden Trank, obwohl auch hier das Lutherwort in seine Rechte tritt: „Wasser allein tut's freilich nicht!“ Wenn du's nicht fühlst, du wirfst es nicht erjagen! Der fastalische Quell hatte auch reinigende Kraft für die schuldbeladenen Pilger, deren einen Mischylos in seinen Eumeniden uns vorführt, den Muttermörder Orestes, den Apollon in seinem Heiligtum von Blutschuld vollends reinigte und den Grimmen entriß. Allein schon bei den alten Griechen galt des Herzens Reinheit mehr als äußere Waschungen, wie uns ein alter Spruch der Pythia lehrt:

Rein von Herzen betritt den Tempel des lauterer Gottes,

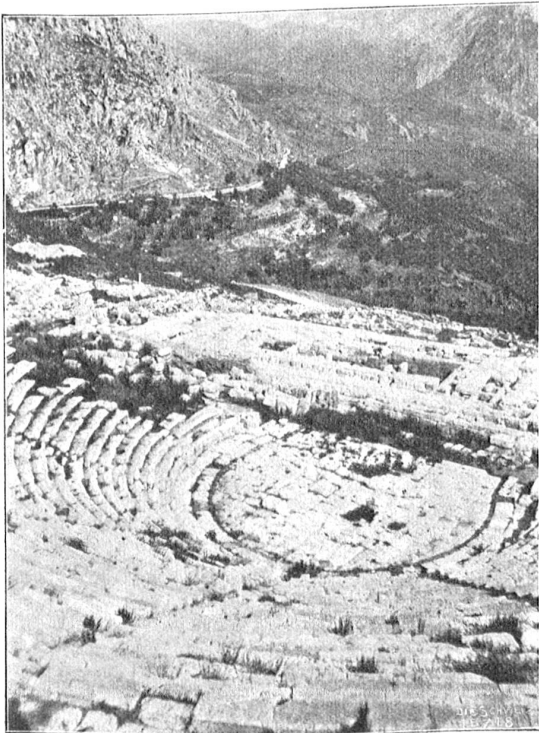


Abb. 4. Delphi. Das Theater und darunter der Apollontempel.

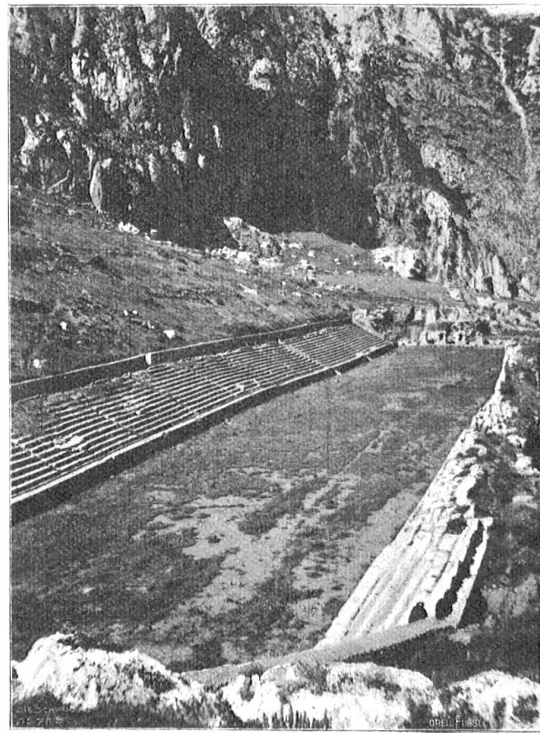


Abb. 5. Das Stadion von Delphi.

Wenn dir der heilige Quell auch deine Glieder benezt,  
Gutem Pilger genügt ein Tropfen; aber dem bösen  
Wüthe das Weltmeer selbst nicht die Verhuldung hinweg.  
Wie gut paßt dieser heidnische Spruch zum christlichen, den  
wir im Evangelium Johannis lesen: Nicht alle, die gewaschen  
sind, sind rein!

Als wir uns ehrfurchtsvoll der Schlucht der Phädradenfelsen nahten, um den Pegasus zu tränken und unsere Sünden abzuwaschen, da rann durch den Kanal, der einst das heilige Wasser in ein jetzt zertrümmertes Bassin leitete, nur ein dürftiges Rinnsal. Ob's wohl ein Zeichen der olympischen Götter war, daß für unsere Sünden der Tropfen genügte? Oder ob sie ihr köstliches Raß an unsern mageren Pegasus nicht verzehrenden wollten? Oder ob vielleicht bloß der heiße Monat Mai die Schuld daran trug? Mein rechtskundiger Begleiter glaubte Klarheit zu verschaffen, indem er zitierte: *In dubio pro reo*, ohne aber viel zur Klärung der verwickelten Fragen beizutreten, was man ihm, dem Juristen, zumal noch im Bereich der Pythia, deren Sprüche ja oft noch dunkler sind als manche Gesetzesparagrafen, nicht verübeln darf.

Wir wandten uns ab vom heiligen Broun, und indem wir an den steilen Wänden, die den Fuß des Parnax bilden, hinaufkletterten, wurde es uns immer klarer, warum gerade hier und nicht anderswo in Hellas der Ort sein mußte, der die sonst so zerrissenen Staatsweisen zu einer Eidgenossenschaft vereinigte, die wenigstens dann die Griechen zusammenhielt, wenn es galt, die olympischen Götter, die Spender der Freiheit und des heitern Lebens, in ihren Tempeln zu verehren und vor Barbarenmut zu schützen. Hier in Delphi lag nicht nur der Mittelpunkt der Welt, als dessen Sinnbild der im Apollontempel verwahrte, in wollene Binden gehüllte „Nabel der Erde“ galt, hier schlug das Herz von Hellas, von dem die Pulsadern der Begeisterung ausgingen, die bis nach Kleinasien und Großgriechenland hin schlugen. Der nach drei Seiten durch steil ragende Felsen abgeschlossene und nach den Ausgängen hin leicht zu verrammelnde halbkreisrunde Talgrund, den der heilige Bezirk zum großen Teile einnahm, war für ein ultimum refugium wie von der Natur geschaffen, und so war Delphi in der ältesten Zeit wohl in erster Linie die Festung, in der man neben den Menschen auch den Göttern und den

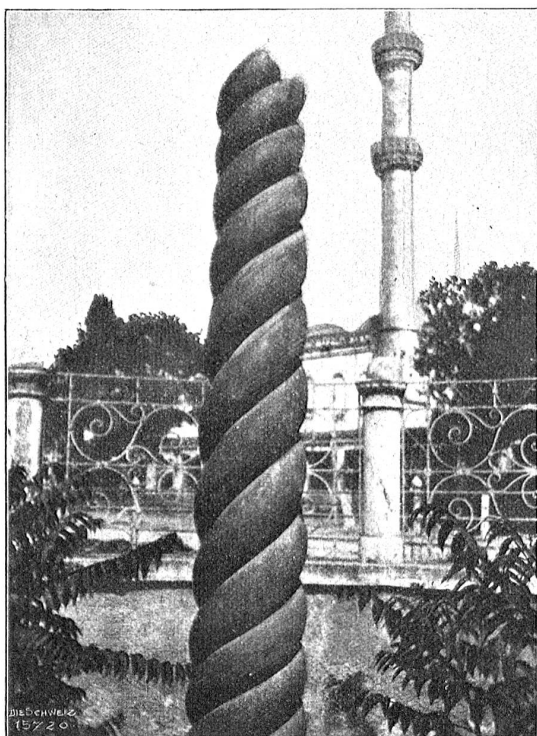


Abb. 6. Die sog. Schlangensäule, jetzt in Konstantinopel.

ihnen geweihten Schätzen, die im Falle der Not wie das goldene Gewand der Athene auf der Akropolis zum Betriebsfonds der Landesverteidigung wurden, einen sichern Schutz gewähren konnte; denn „fruchtbare Felder locken hier nicht, noch liebliche Wiesen“, wohl aber von den Göttern gebaute himmelanstrebende Mauern ohne Fugen und Mörtel. Nach Süden begrenzt den amphitheatralisch abgestuften Bezirk der im Sommer ausgetrocknete und daher heute Xeropotamos genannte Pleistos der Alten, der gegen die Ebene schroff abfällt.

„Mein erst Gebet der ersten Zukunftsfinderin,  
Urmutter Erde; nächst der Erde ruf' ich dann  
Themis, die nach der Mutter hier gewaltet hat.  
So lebt es ihm Gedächtnis. Dann als dritte nahm  
Durch Uebereinkunft, ohne Streit, der Themis Platz  
Die Schwester ein, Titanin, Erdentochter auch,  
Phoibe. Sie hat Apollon diesen Sitz geschenkt,  
Dem Neugeborenen; Phoibos heißt von ihr der Gott.  
Vom Weiber auf dem Felsenland Delos zog  
Apollon an den schiffbelebten Küstenstrand  
Des Ballaslandes, weiter dann von Attika,  
Bis hier er am Parnassos seine Stätte fand.“

In diesen wenigen Worten läßt Aischylos die delphische Priesterin die Urgeschichte Delphis uns erzählen. In historischer Zeit steht bekanntlich Apollon im Mittelpunkt des delphischen Kultus; die vielen Statuen anderer Götter bildeten hier gewissermaßen bloß seinen Hofstaat, sein Gefolge, und so stand denn auch sein Tempel in der Mitte des Bezirks auf der alles beherrschenden Terrasse, und um ihn herum gruppieren sich die verschiedenen Schatzhäuser und Weihgeschenke. Heute ist leider alles ein Trümmerfeld, und nur wenige Säulen zeugen noch von einstiger Pracht und Herrlichkeit.

Indem wir der Heiligen Straße, die sich zum Apollontempel hinaufwindet, folgen, schließen wir unwillkürlich die Augen, um uns im Geiste das großartige Bild vorzuzaubern, das einst der feierliche Aufzug einer Prozession hier bot. Da zum Bau des Apollontempels auf der steilen Halde eine Terrasse durch Aufschüttung gewonnen werden mußte, entstand die interessante Polygonalmauer, die vom ganzen Bau allein der Zerstörungswut zu trotzen vermochte und mit den zahlreichen Inschriften eine Fundgrube für Historiker geworden ist. Vor ihr stand die

Siegeshalle der Athener, deren zierlichen Bau noch zwei einsame ionische Säulen ahnen lassen (Abb. 3).

Wie anders sah es hier wohl aus, als der Säulenwald noch stand, als diese Trümmer noch ein harmonisches Ganzes bildeten, aus dessen Giebelfeldern Apollon und die ernsten Mufen, Dionysos und sein feuchtfrohliches Gefolge auf die Pilger herabzublicken, denen in Flammenschrift das inhaltschwere Wort: „Erkenne dich selbst!“ umrahmt von den tiefsinnigen Sprüchen der Sieben Weisen entgegenleuchtete — an denen jene freilich — wie es so oft im Leben geschieht — leider meist achtlos vorbeigingen, um sich bei verchlagenen habgierigen Priestern trügerische Orakel zu holen! Was hätte aus diesem Volke werden können, wenn es sich wirklich erkannt hätte, Sparta seinen Aberglauben, seinen Aristokratenhochmut und seine kleinliche Eifersucht auf die reichere und lebenswürdigere Schwester und Athen seinen Krämergeist, seinen Leichtsin und seine Oberflächlichkeit, die einem Aristophanes so reichen Stoff zum Spotte boten und dem schlauen Halbbarbaren Philipp die Mühe so leicht machten, Griechenlands Freiheit zu vernichten? Allein „wo das Banner der Wahrheit wackelt, liegt der Aberglaube im Hinterhalt“, und so stürzten sie denn blind an der klaren Wahrheit vorbei, die ihnen zu einfach war, und ließen sich von der Priesterzunft betören, deren liebstes Opfer schon damals das Sacrificium intellectus war. Es läßt sich zwar nicht verkennen, daß die spitzfindigen Orakel manchmal zum Heile des Landes ausschlugen, wenn Männer wie z. B. Themistokles vor der Schlacht bei Salamis sie auslegten, indem sie einen Sinn in sie hineinlegten; aber daß die Weisheit der Pythia als Wahrheitsgerin so bald fast nur mehr in kleinlichen Privatangelegenheiten von Barbaren gesucht wurde, läßt tief blicken. Der Spott, den Cicero und der böse Spötter Lukian über die Orakel ausgoßen, war nicht unverdient, und Alexander, den die Hofhistoriographen den „Großen“ nannten, zeigt uns deutlich, daß auch damals die Gewaltigen, um die Menge zu blenden, des Priesterlegens nicht entraten durften, wenn sie auch innerlich darüber lachten, wie er, als er das Unmutswort der ärgerlichen Pythia: „Du bist unausstehlich!“ umdeutete in ein „Du bist unbefieglich!“ Das war seine Art, das Geschick zu korrigieren. Es war wirklich kein Unglück, als die christlichen Priester und Mönche dem Unwesen ein Ende machten; leider zerbrachen sie aber zugleich auch die Sprüche der Weisen, und aus ihren Zänkerien, von denen fortan auf Jahrhunderte hinaus ihre Tempel

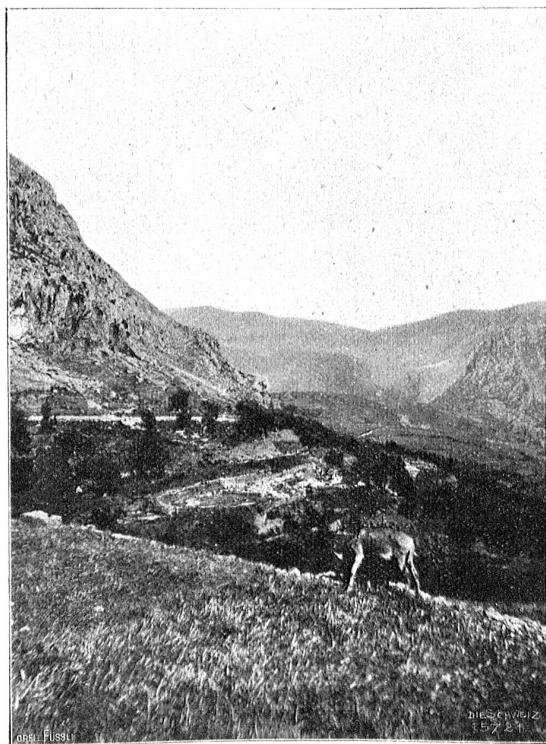


Abb. 7. Delphi. Straße nach Arachova; darunter die sog. Marmaria (neueste Ausgrabungen).

widerhallten, entstanden dunkle aber glänzende Sagen, die eine neue Pythia im Widerstreite gegen die wahrheitsvolle und klare Sprache der Vernunft verkündete . . .

In einem Hohlraume unter den Tempeltrümmern glaubte unsere Phantasie den Erdsplatt zu sehen, aus dem einst jene betäubenden Dämpfe hervorbrachen, die, wie die Sage erzählt, zuerst eine dort zufällig weidende Ziege und nach ihrem Vorbilde die Pythia auf dem Dreifuß, die anfänglich durch eine holde Jungfrau, später durch eine bejahrte Matrone repräsentiert wurde, in Verzückung fallen ließ. Der profanische „Phylax“, der hier die Trümmer vor den modernen Barbaren und ihrer Sammelwut bewahren muß, zerstörte aber mitleidlos das Phantasiegebilde, indem er uns erklärte, daß nach Aussage der hier tätig gewesenen Architekten und Archäologen der geheimnisvolle Raum vom Tempelbaumeister geschaffen worden sei zu rein technischen Zwecken. Die bösen Techniker und Sklaven der unarmberzigen Zahlen und Maße, wie manche Pythia haben sie nicht schon entthront!

Zwischen war die Mittagstunde angebrochen und brachte uns die Gewißheit, daß die Erdenöhne auch im Reiche der Olympier nicht Nektar und Ambrosia finden, sondern sich mit Arnaki und Mezimato begnügen müssen. Unter einer rauschenden Platane unweit der Kastalia brachte uns der Wirt, der dort in einer schiefen Bretterhütte sein Magirion (Garfische) aufgeschlagen hatte, das unvermeidliche Lammfleisch, das wir, weil es von feinem ungeschulbigen Osterlammlein her stammte, mit dem landesüblichen, in Namen und Geschmack dem Micinus ähnlichen, geharzten Weine hinunterschwenken mußten. Dazu gab es noch sklira awga (harte Eier) und als Desert Eljies (Oliven) und Portokahja (Orangen), und zum Schlusse durfte natürlich der Kaffee turkikon nicht fehlen, den man aber bei den Beduinen in der Wüste besser trinkt (respektive isst, weil er mehr einem „Mus“ als einem Getränke ähnlich sieht) als bei den Griechen, wenn diese zwar auch noch nicht so vereuropäisiert sind, daß sie glauben, die Hauptsache beim Kaffeemachen bilde das Wasser. Bei unserm frugalen Mahle machten wir eine interessante Bekanntschaft; denn der Grieche im Negligé, der neben uns im Schatten der Platanen sein Mittagmahl, natürlich Arnaki und Mezimato, verzehrte, hielt es als echter Sohn der stets auf Neuigkeiten erpichteten Hellenen nicht lange allein auf seinem Plaze aus, sondern überraschte uns bald mit einer wohlgesetzten französischen Konversation, die, ohne uns direkt zu fragen, bald das Wer, Woher, Wohin und Warum aus uns herausgeholt hatte und damit ein glänzendes Zeugnis für des alten Sokrates Maientik ablegte. Bald ging beim Becherklang das griechische Profit «Is ygian!» (zur Gesundheit) hinüber und herüber, und das Ergebnis des neuesten Freundschaftsbundes zwischen Europäern und Griechen — der Grieche zählt sich bekanntlich nicht zu den Europäern — zeigte sich bald darin, daß der oberste Hüter der Tempelruinen (denn das war unser Freund) sich auf einige Zeit mit seinem strengen Verbot und dem Phylax ins Gebüsch verzog, indes ich von einem hochgelegenen Standpunkte aus meinen Kodak spielen ließ, um im Bilde festzuhalten, was nun auf diesen Blättern schwarz auf weiß erscheint, während uns am Morgen überall das gestrenge «Den epitrepete!» (nicht gestattet!) des Phylax entgegenklangen, wenn wir auf unsere Camera schielten, um das eine oder andere Bild hineinzuzubern.

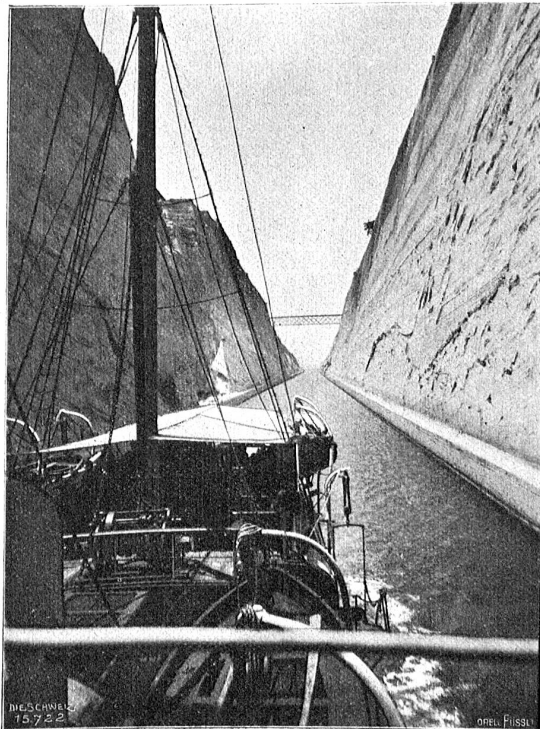


Abb. 8. Im Kanal von Korinth.

Eines mußte ich aber hoch und heilig versprechen, keine Statuenfragmente zu photographieren und keine Detailaufnahmen zu machen, was ich auch getreulich gehalten und wofür ich trotz unglücklicher Beleuchtung und der gebotenen Gifertigkeit durch ganz ordentliche Aufnahmen des Theaters (Abb. 4) und des idyllisch gelegenen Stadions hoch oben am Fuße der Felsen (Abb. 5) entschädigt wurde. Das relativ gut erhaltene Theater ist ziemlich klein und konnte jedenfalls nie mit dem am Südhange der Akropolis zu Athen konkurrieren; hingegen spielte das Stadion bei den glänzenden pythischen Spielen eine bedeutende Rolle, wenn es auch an Ansehen dem zu Olympia nachstand, wo der Wettkampf seine wahre Heimat hatte.

Da die Zeiten glücklicherweise vorbei sind, da die Herren Europäer die Museen ihrer Residenzen mit Fundobjekten aus klassischen Landen füllen konnten und einem Lord Elgin noch ein weites Feld offen stand, sich seiner Abstammung von den Barbaren der Völkerwanderung würdig zu erweisen, indem er zerstörte, was er nicht mitfortschleppen konnte, müssen heute alle Funde in einem Museum am Fundorte vereinigt werden, und so entstand als Gegenstück zum Museum zu Olympia auch hier in Delphi eines, das manches Interessante birgt. Als eine Art Entschädigung für seine Kosten und Mühen hat sich nun das archäologische französische Institut das alleinige Recht reservieren lassen, die Ergebnisse der delphischen Ausgrabungen in Wort und Bild zu publizieren, was schon aus Nationalstolz in vorzüglicher Weise geschieht, nachdem Deutschland in seinen Ausgrabungen zu Olympia und deren Darstellungen Vorzügliches geleistet.

Befremdend ist auf den ersten Blick, daß außer einigen wenigen bruchstückartigen Kunstwerken aus klassischer Zeit eine so reiche Sammlung von archaischen Formen sich findet. So gehört das Glanzstück des Museums, der bronzene Wagenlenker, noch der vorperikleischen Zeit an, während Pheidias und seine Schüler nichts ausstellen, das ihren Ruhm bei der Nachwelt mehren könnte, trotzdem Plinius der Ältere, nachdem bereits Sulla den Tempelschatz geplündert und der kaiserliche Räuber Nero fünfshundert der schönsten Statuen weggeführt hatte, deren noch gegen dreitausend zählte, unter denen gewiß auch das goldene Zeitalter der griechischen Kunst glänzend vertreten war. Eine Erklärung dieser merkwürdigen Tatsache gibt uns die Geschichte Delphis.

Als das Ansehen seiner Orakel infolge Priestertrug und Volksaufklärung immer mehr sank, als Lukian, der Spötter, den Tempeln ihre Weihe nahm, als die Römer in echtem Progentium der Parthenus ihre Landhäuser, die sie würdig zu schmücken selber unfähig waren, mit den Statuen des unterworfenen Griechenlands überluden, als der schlaue Konstantin die olympischen Götter absetzte, um, unterstützt von den durch diese Captatio benevolentiae für sich gewonnenen Christen, seiner einzigen Gottheit, der Herrschsucht, noch reichlichere Opfer zu bringen und seine neue Residenz zu zieren, da wurden Apollon, Artemis und Leto, Poseidon, Dionysos und die Mufen von ihren Thronen, von ihrem Ehrensitz herabgeholt und wie gemeine Dugendware verpackt und nach Ost und West hin verfrachtet. So kam denn nebst vielen Kunstwerken aus Delphi und Olympia, dessen Zeus, das Kabinettstück aus der Werkstatt des Pheidias, sogar die Meerreise antreten mußte, auch der große goldene Dreifuß, den die Hellenen als Weihgeschenk für den Sieg bei Plataiai vor der goldenen Statue des Apollon

aufgestellt hatten und dessen Mittelstütze eine aus drei Schlangen in enger Verwicklung gebildete eiserne Säule bildete, nach der Stadt Constantins am Goldenen Horn, wo die Schlangensäule — zwar ohne die Köpfe, von denen einer im Antiquitätenmuseum zu Stambul zu sehen ist — sich bis auf den heutigen Tag auf dem Akmeidan, dem Hippodrom der Byzantiner, erhalten hat und Betrachtungen anstellen kann über den Wandel der Zeiten und der Menschen (Abb. 6). Vor zwei Jahrtausenden sah sie die Griechen in glänzender Prozession an sich vorbeiziehen; vor einem Jahrtausend vernahm sie christliche Priestergesänge und Gezänke aus der nahen Hagia Sophia, und heute sammeln sich um sie herum vor der Ahmed-Moschee die „Gläubigen“, wenn sie die große Pilgersfahrt nach Mekka antreten. Was sie wohl denkt, wenn sie dazu noch die Erinnerung wachruft an die Intrigen, die hier in der Reimbahn der Byzantinismus der „Grünen“ und „Blauen“ ausspann, der wie ihresgleichen froch und schlich und vergiftend stach, und damit noch jenes Bild verbindet, das vor achtzig Jahren die zwanzigtausend erschlagenen Janitscharen darboten, die Mahmud II. durch das Schwert wieder der Disziplin und einem wirklichen Kadavergehorsam zuführte? Es ist, als ob aus ihrem zerrissenen ehernen Schlund das eiserne Wort des alten Predigers herabtöne, das seine Weltweisheit verkündet: „Alles ist eitel!“ Menschentum und Menschenhand vergeht; aber hoch über allem thront die Unsterblichkeit großer Gedanken. Delphis heilige Hallen sind zerstört, seine Kunstwerke vernichtet; doch aus dem Schutte klingt zu uns das Wort der Weisheit, die Stein und Erz überdauert: Erkenne dich selbst, und du wirst ewig leben!

Unter einem idyllischen Delbaumwäldchen verborgen, unterhalb der von Delphi nach Arachowa und Böotien führenden Straße, liegt noch ein bis dahin fast unbekannter Teil der Ruinenstadt begraben (Abb. 7). Zwar hat man dort seit jeher schon bei oberflächlichem Schürfen der Erde allerlei Marmorfragmente gefunden, weshalb das Volk das Feld die „Marmaria“ nannte. Mehr als was wir sahen — einige Tempelüberreste — wird die Zukunft, allerdings nur um das Opfer des Olivenhaines, bringen. Da Panjanias, der „griechische Baedeker“, von Norden kommend das Heiligtum betrat, dürstete hier die Tempel gefunden haben, die er an den Anfang seiner Beschreibung Delphis stellt.

Es war Abend geworden, als wir den letzten Blick über

den heiligen Bezirk gleiten ließen. Mit den langen Schatten der Abendsonne, welche die Trümmer wieder zusammenzufügen und aufzubauen schien, kamen auf den schnellen Rossen der Dämmerung, der Vorreiterin der schwarzen Nacht, von der Gräberstraße her aus den Schluchten und Klüften die Geister der Hellenen und belebten die Schattentempel, wie sie einst im goldenen Sonnenscheine die lichten Hallen durchheit oder in feierlichem Aufzug sie umwandelt hatten. Die Bösen seien vergessen, sie haben menschlich getrt und gebüßt; die Guten aber haben auch hier Unsterblichkeit erlangt und den Ort, den sie betreten, geheiligt auf alle Zeiten. Indes wir talabwärts ritten, huschten sie an uns vorbei: endlos war ihre Schar. Allmächtig kehren sie dahin zurück, wo sie einst gegläntzt in den Klüften der Mufen, im Wettkampfe des Geistes und des Leibes, und selbst jener Faustkämpfer fehlte nicht, auf dessen Grab die Worte stehen: „Zu Olympia ließ ich ein Ohr, zu Plataiai ein Auge und zu Delphi das Leben“. Zum Kampfe für's Vaterland hatte er seinen Körper gestählt; für ihn war's auch ein schöner Tod, im harten Wettkampfe auf Delphis friedlichem Kampfplatze zu sterben. Aber auch jene Männer durften jetzt in nächtlichem Zuge mit nach Delphi wallen, denen einst der Mitbürger Neid und Falschheit und ein grausames Geschick das heimische Grab verjagt. Voran schritt der greise Solon, dessen Grab auf Kypros liegt, und neben ihm Themistokles, der Held von Salamis, den sein Feind, der Perserkönig, vor den Verfolgungen seiner Freunde schützen mußte. Nun wallten sie verjöhnt mit denen, die einst ihre Wohltäter aus der Heimat vertrieben, nach dem Heiligtum des Friedens und der Eintracht; alles war vergessen außer der Liebe zum Vaterlande und seinen Göttern, die dort unsichtbar und unsterblich ewig thronen.

In Delphis heiliger Nähe belebten die großen Toten auch noch unsere Träume, und erst der frische Morgenwind, der den Pfiff der Dampfer aus dem forinthischen Golf an unser Ohr trug, mahnte uns wieder an die Lebenden und an die Gegenwart. Beim Morgengrauen verschwomm die Stätte der Pythia, der Mikrokosmos des Hellenentums, seiner Geschichte und Geschehnisse bald in blauer Ferne, und während wir durch den Kanal von Korinth der Heimat der Pallas Athene entgegenzogen, schlugen die ersten Strahlen an Akrokorinth, und „die Sonne Homers, siehe, sie lachte auch uns!“

Dr. Carl Camenisch, Basel.

## Mädchenlieder von Alfred Huggenberger.

### Uebermut.

Schon schimmern die Buchenwipfel  
Durchs dunkle Tannengrün:  
Grüß Gott, junger Mai!  
Mein Herz ist frei!  
Mein Mund will singen —  
Was kommst du mir bringen?  
Du trittst so hochgemut daher,  
Ein Sieger feck und kühn!

Ei, kommt, ihr Schwestern, zu Walde!  
Er lockt mit Sang und Tier.  
Du vielgrüner Hain,  
Gelt, laß' uns ein!  
Wir schlingen den Reigen,  
Der Kuckuck muß schweigen!  
Der Schelm will allzeit prophezeien  
Und weiß nicht mehr als wir.

Es sitzt ein Freier zu Hause,  
Schön Dank für soviel Ehr!  
Mein Schatz ist der Mai,  
Mein Herz ist frei!  
Magst lang auf mich warten  
Im Liebesgarten!  
Ich trage junges Laub im Haar,  
Mein Kränzlein ist nicht schwer!

### Ahnung.

Jetzt muß ich jubeln und singen,  
Kein Wörtlein paßt mir gut,  
Weiß nimmer zu bezwingen  
Des Herzens Uebermut.  
Der Märzwind hat mich angerührt,  
Ich hab' des Frühlings Hauch gespürt,  
Der spielend Wunder tut.

Ein Sträußlein hab' ich gebunden,  
Ich trag's in meiner Hand.  
Wo ich den Schatz gefunden?  
Weit drüben am Waldesrand.  
Man sieht dort schön hinab ins Tal,  
Des Liebsten Haus im Sonnenstrahl  
Glänzt stattlich übers Land.

Mein Liebster pflegt zu schweigen;  
Er trägt gar stolzen Sinn.  
Sein Herz muß doch sich neigen  
Zu meinem Herzen hin!  
Ein Vöglein sang im dunkeln Wald:  
Er kommt gewiß, er kommt dir bald!  
Die Frühlingswolken zieh'n.

### Die Verlassene.

Nun schmückt der Frühling Tal und Höh'n,  
Weckt auf des Waldes Lustgetön.  
Wer heimlich Glück im Busen hegt,  
Darf jauchzen, wenn die Amstel schlägt.  
Mein Liebster hat mich angeschaut,  
Hat mir ein golden Schloß gebaut:  
Wenn lind des Maien Lüfte weh'n,  
Wirst du an meiner Seite geh'n.  
Wie hat mein Herz gehofft, geträumt,  
Der Frühling hat so lang gesäumt!  
Wie wollt' ich jubeln und selig sein —  
Nun geh' ich traurig und allein.

Dort unten zieh'n, die glücklich sind,  
Manch frischer Bursch', manch blondes Kind.  
Die Glückliche im lauten Schwarm,  
Die geht an meines Liebsten Arm.  
Viel tausend Blumen auf dem Plan  
Schaun' mich mit treuen Reiglein an:  
Du kannst nicht ganz verloren sein,  
Vergiß! Ein ander Glück wird dein!  
Jetzt fang' ich an zu singen gar —  
Mein Stimmlein klingt so sonderbar.  
Ich schau' mich um — ein Küstchen rauscht,  
Mein, niemand hat mein Leid erlauscht...